

Ist ein würdiges Sterben in Coronazeiten noch möglich?

Erfahrungen und Gedanken

Richelma Défago



Seit nunmehr einem Jahr befindet sich die Welt in der Corona-Pandemie – der Ausnahmezustand ist zur Normalität geworden. Das gesellschaftlich verdrängte Thema des Sterbens wurde in das Bewusstsein der Menschen katapultiert, eine Risikogruppe definiert. Leider oft nur in Form von Hospitalisierungs-, Beatmungs- und Sterblichkeitsraten. Doch hinter diesen Zahlen stehen Menschen und Schicksale.

So schildert eine Betroffene, die ihren Vater durch eine COVID-Erkrankung verlor, ihre leidvolle Erfahrung. Ihre Eltern sind letzten Frühling aus Altersgründen in eine Alterswohnung umgezogen und freuten sich auf den unbekümmerten Heimaltag. Beide Elternteile waren noch selbstständig. So fuhr der einundachtzigjährige Vater noch mit dem Auto zum Einkauf. Die erste

Infektionswelle haben die Eltern gut überstanden. Aber die zweite Welle traf die Familie mit voller Wucht. Dem Vater ging es plötzlich nicht mehr so gut, dennoch fuhr er freitags noch zum Einkauf. Den Tag darauf stellte man bei ihm eine Infektion mit dem Coronavirus fest und am nächsten Dienstag war er bereits tot. Die Kinder durften ihn in der Alterswohnung nur kurz mit einer Ausnahmegenehmigung sehen. Da die Mutter nach der Beerdigung für zehn Tage in Quarantäne hätte gehen müssen und das nicht wollte, fand bis heute keine Beerdigung statt. Die Urne befindet sich immer noch auf dem Wohnregal. Der Verlust des Ehemanns sowie die Begleitumstände haben die Mutter schwer getroffen. So sehr, dass sie nicht mehr leben wollte und deswegen die Nahrung verweigerte. Nach einem Spitalaufenthalt kam sie in einem Hospiz unter. Hier konnte sie aufgebaut werden und lebt jetzt wieder einigermaßen selbstständig in ihrer Wohnung. Für die Tochter war es sehr schlimm, die Mutter nicht trösten zu können. Die Ohnmacht, den Vater beim Sterben nicht begleiten zu können, war schmerzlich.

Leider handelt es sich bei dem Erlebten nicht um ein Einzelschicksal. Es zeigt eindrücklich, dass die Pandemie nicht nur Todesopfer fordert. Die Möglichkeit, ihre Liebsten in den letzten Stunden zu begleiten und Abschied zu nehmen, wird nicht nur den Hinterbliebenen der COVID-Opfer genommen. Auch die sterbenden Menschen werden vor massive emotionale Herausforderungen gestellt, da der Infektionsschutz direkt das Abschiednehmen und Sterben in unserer Gesellschaft negativ beeinflusst. Es stellt sich die Frage, ob ein würdiges Sterben in Zeiten von Corona überhaupt noch möglich ist. Und sollte der Infektionsschutz der Risikogruppen wirklich an oberster Stelle stehen und elementare Bedürfnisse dadurch vernachlässigt werden?

Bedürfnisse von Sterbenden vs. Schutz vor Infektion

Für die jetzige Generation von Bewohnerinnen und Bewohnern in Alten- und Pflegeheimen ist es elementar, so selbstbestimmt wie möglich weiter leben zu können. Hierzu zählt selbstverständlich, dass man sich frei bewegen und Besuch erhalten kann. Das ist im Moment durch die Corona-Schutzverordnungen nicht gewährleistet, bzw. nur unter bestimmten Auflagen möglich.

In der ersten Infektionswelle stand die Politik unter Druck – es musste schnell gehen, um das Coronavirus einzudämmen. Zudem zählen der Grossteil der Bewohnerinnen und Bewohner von Alten- und Pflegeheimen schon allein aufgrund ihres Lebensalters zur sog. Risikogruppe. Sie zu schützen, stand an oberster Stelle. Nun, angekommen in der zweiten Welle, und in dem Bewusstsein, welche emotionalen Auswirkungen eine Isolation haben kann, hat sich leider der Fokus nicht flächendeckend verschoben. Auch jetzt werden die Menschen noch abgeschottet und die Einsamkeit ist gross.

Besonders hart trifft dies die sterbenden Menschen und ihre Angehörigen. Schon unter normalen Umständen kommt der Palliativmedizin eine ungemein wichtige Rolle zu. Um den Menschen ein würdiges Sterben zu ermöglichen, sollten der Erhalt der Lebensqualität, die Bedürfnisse des Sterbenden sowie seinen Angehörigen im Mittelpunkt stehen. Es braucht vor allem Zeit und Zuwendung.¹

Das alles wird aktuell dem Infektionsschutz untergeordnet, ein würdiges Sterben erschwert, wenn nicht sogar unmöglich gemacht. Den sterbenden Menschen und auch der Familie wird die Möglichkeit genommen, sich um ihre Angehörigen zu kümmern und sie angemessen zu begleiten. Reglementierte Besuche mit vorheriger Anmeldung erschweren die Situation. Abstand und Maske stehen dem Bedürfnis nach körperlicher Nähe und Zuwendung ent-

gegen. Das aus dem „Sterben auf Distanz“ entstehende emotionale Leid ist unermesslich.

Schliesslich bedürfen auch die Hinterbliebenen der Unterstützung und dem Raum, damit sie mit so einem existentiellen Ereignis wie dem Tod eines nahestehenden Menschen gut umgehen können. Das Begräbnis, als endgültiger Abschied, ist ein wichtiger Bestandteil des Trauerprozesses. Dieses unterliegt den vom BAG empfohlenen Hygiene- und Distanzvorschriften. So sind Kapellen und Kirchen geschlossen, Leichenschmäuse finden nicht statt. Auch der Abschied am offenen Sarg ist reglementiert und oft dadurch nicht möglich. Schliesslich ist die Teilnehmerzahl auf den engen Familienkreis beschränkt. Das alles kann sehr belastend für die Hinterbliebenen sein.

In unserem Beispiel wird der letzte Abschied hinausgezögert, da die Mutter sich zwischen Quarantäne oder Abwarten entscheiden muss. Verständlicherweise ist in ihrem Zustand eine Quarantäne nicht zumutbar. Die Tochter ist dennoch nicht wütend und versteht die Probleme einer Institution, die ihre Bewohnerinnen und Bewohner vor einer Erkrankung schützen möchte.

Für die Alten- und Pflegeheime ist das Coronavirus eine grosse Herausforderung. Sie müssen sowohl dem Infektionsschutz der Mitarbeiter und den Bewohnenden als auch dem Bedürfnis, in Würde leben und sterben zu können, versuchen gerecht zu werden.

Beispiel einer St. Galler Einrichtung

Die Pflegedienstleitung einer St. Galler Einrichtung berichtet von der Situation im Haus, während es mit der Epidemie zu kämpfen hatte.

Mit dem ersten positiv getesteten COVID-Fall war die Stimmung im Haus sehr angespannt. Die Ungewissheit und Frage, in welchem Masse man betroffen sein würde, herrschte vor.

Als es zu weiteren bestätigten COVID-Erkrankten kam, zeigten sich nicht die vom BAG beschriebenen typischen Symptome wie Fieber und Atemnot. In den ersten drei bis vier Tagen klagten die Erkrankten über einen reduzierten Allgemeinzustand, danach verschlechterte sich rasch ihr gesundheitlicher Zustand. So war dem Team schnell klar, dass Testung und Isolation der Bewohnerinnen und Bewohner bereits aufgrund dieser unspezifischen Krankheitszeichen erfolgen und darauf geachtet werden musste. Zügig wurde das gesamte Personal darüber informiert und aufgeklärt, die besonderen Hygienemassnahmen wurden eingeleitet.

Die Pflegenden reflektierten sich in der Anfangsphase selbstkritisch und gingen der Frage nach, ob sie etwas falsch gemacht oder verpasst hätten. Als dann die ersten Menschen an COVID starben, wurde allen klar, dass es sich nicht nur um eine starke Grippe handelt.

In der Akutphase funktionierten alle nur noch und diese besondere Zeit schweisste das Team zusammen, so dass es nicht vieler Worte bedurfte. Da viele Mitarbeiterausfälle entstanden, musste man sich täglich auf eine neue

¹ Martina Huber (2020). *Abschied in Zeiten von Corona*. Zugriff am 14.03.2021 unter <https://www.beobachter.ch/familie/todkrankengehoerige-im-spital-abschied-zeiten-von-corona>

Situation einstellen und die Einsatzpläne laufend anpassen. Alle im Team waren der Meinung, dass sie die richtigen Personen wären, um den Bewohnerinnen und Bewohnern und deren Angehörigen beizustehen und sie in dieser traurigen Lage zu begleiten.

Den schwer erkrankten Bewohnerinnen und Bewohnern, die kurz vor ihrem Tod standen, wurde ermöglicht, immer mit den Angehörigen per Facetime in Kontakt zu bleiben. Man wendete die Ausnahmeregelung des Bundes bezüglich Besuchserlaubnis an, um niemanden allein und ohne seine Angehörigen sterben lassen zu müssen.

Im Nachhinein wurde deutlich, dass sämtliche in ihren Zimmern isolierte Bewohnerinnen und Bewohner verängstigt und einsam waren. Die Angst, sich selbst anzustecken, wurde von der Sorge begleitet, wer von den Mitbewohnenden im Heim erkrankt war. So plagten Ungewissheit und die Isolation alle im Haus. Einige Bewohnende fragten sich sogar, ob man zuerst an COVID erkranken müsse, um Besuch empfangen zu können.

Viele liebenswürdige Bewohnerinnen und Bewohner sind verstorben, das Heim hat sechzehn COVID-Opfer zu beklagen. Das war und ist für die gesamte Einrichtung sehr traurig und ein grosser Verlust.

Nach der Akutphase gab es Raum, um durchzuatmen, und viele Gespräche waren nötig. Um die Ereignisse besser verarbeiten zu können, wurde eine Supervision angeboten. Erstaunlicherweise nahmen wenige das Angebot wahr und jede und jeder scheint auf seine eigene Weise das Erlebte zu verarbeiten.

Grosse Hoffnung: Impfung

Mit der Impfung wurden grosse Hoffnungen verknüpft. Nicht nur der Schutz vor einem schweren Krankheitsverlauf, sondern auch der Wunsch, in Bälde die Liebsten wiedersehen zu können.

Leider wird das durch Bund und Kanton weiterhin unterbunden. Die Impfung reicht nicht, um die bisher ertragene schreckliche soziale Isolation aufzuheben.

Schliesslich müsse man auf die Nichtgeimpften Rücksicht nehmen. Das verstehen weder die Bewohnenden noch die Angehörigen und viele fragen sich, warum sie sich überhaupt impfen liessen.

Die befragte Pflegedienstleitung wünscht sich eine baldige Öffnung der Institution, damit man der Einsamkeit der Schutzbefohlenen endlich entgegenwirken kann. Etliche haben ihre Angehörige und Freunde seit Monaten nicht mehr gesehen. Aus diesem Grunde verschieben viele Betagte ein bevorstehender Heimeintritt, um wenigstens in den eigenen vier Wänden Besuch empfangen zu können.

Die Erfahrungen der Pflegedienstleitung machen deutlich, dass unter dem Bann des Schutzes der sog. Risikogruppe die Bewohnerinnen und Bewohner von Alten- und Pflegeheimen leiden. Dabei sollte der Infektionsschutz überdacht werden – insbesondere in der letzten Lebensphase ist es für die Betroffenen sicher wichtiger, in Würde zu leben und zu sterben. Es gilt diese Bedürfnisse abzuwägen. Die Impfung wird von vielen wahrgenommen, um wieder zur Normalität und zu mehr Lebensqualität zu gelangen. Leider steht nun das Schutzbedürfnis derjenigen, die nicht geimpft werden können, über den Bedürfnissen der Geimpften – für sie ändert sich nicht viel. Die grosse Hoffnung, wieder selbstbestimmter leben zu können, erfüllt sich zurzeit nicht. Wenn aber die Geimpften nicht zur Normalität zurückkehren dürfen, müssen individuelle Lösungen gefunden werden. Diese müssen durch die Politik und landesweite Richtlinien ermöglicht und geschaffen werden, um ein würdiges Leben und Sterben in der Pandemie zu erhalten.



Richelma Défago

CareQuality

Gesundheitsschwester ISB

Qualitätsmanagement, Beratung
und Schulung im Heimbereich.

www.care-quality.ch